

Die Vereinigten Staaten hätten einen Abraham Lincoln nötig

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **70 (1976)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-142548>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hervor brächte. Es ist leider nicht zu erwarten dass eine solche Aenderung eintritt, bevor terroristische Angriffe — die ein wesentliches Element der Guerillataktik darstellen, eine zunehmende Zahl von weissen Opfern gefordert haben — besonders unter den Farmern längs der Grenzen und den jungen rhodesischen Freiwilligen.

Es ist offensichtlich unmöglich, vorauszusagen wieviele Leben geopfert werden müssen, bis das Trauma brutaler Gewalt die Weissen dazu bringt, sich mit dem Gedanken eines von Schwarzen regierten Rhodesiens abzufinden. Was man eher voraussagen kann, ist die düstere Zukunft für unsere weissen Brüder (Kith and kin) in Rhodesien.

Dafür aber sind sie ganz allein verantwortlich. Ihre Notlage wird sicher unser Mitgefühl erwecken, aber sie wären schlecht beraten, sollten sie weiter auf ernsthafte Unterstützung durch Südafrika oder den Westen zählen.

Unsere Hoffnung geht dahin, dass nicht zu viele Leben verloren gehen, bevor ein neuer Anfang gemacht werden kann in einem Land, das beiden, schwarzen und weissen Rhodesiern, eine schöne Zukunft hätte bieten können.

Die Vereinigten Staaten hätten einen Abraham Lincoln nötig

Dieses Gefühl ist heute nicht nur in Amerika, sondern bei all denen verbreitet, die sich je mit den grossen Gestalten des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges — Washington, Jefferson, Adams — beschäftigt haben. Lincoln hätte, seiner ethischen und weltpolitischen Bedeutung nach, an die Seite jener schon fast legendären Vorfahren unserer Zeitgenossen gehört. Die Epoche der Befreiung der kleinen englischen Kolonien an der Ostküste Amerikas war gesättigt von den Ideen der Aufklärung, des Glaubens an eine Zukunft der Toleranz und freiheitlicher Entwicklung. Lincoln (1809—1865), als Sohn eines Kleinbauern in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, war noch geprägt vom Geist der Pilgerväter. Puritanisch, einfach in seiner Lebensweise, von fanatischer Ehrlichkeit, sah er sich in seiner politischen Existenz einer Gesellschaft gegenüber, die wenig mehr von der Opferfreudigkeit und vom Glauben an soziale Gerechtigkeit der vorrevolutionären Zeit an sich hatte. Geld und das Ansehen, das mit Reichtum verbunden war, regierte die Welt, mit der Lincoln es zu tun hatte. Die Ausbeutung der Wehrlosen, der Einwanderer z. B., galt als «smart», die Auffassung, dass, wer im Leben nicht klingenden Erfolg habe, irgendwie moralisch

minderwertig sein müsse, gewann an Boden. Lincoln andererseits bekannte sich zu Ideen, die den Ansichten dieser Gesellschaft direkt ins Gesicht schlugen. So konnte er sich über Arbeit und Produktion in einer Art äußern, wie nachstehende Zeilen zeigen, die ihn heute zum Kommunisten stempeln würden.

«Da schliesslich die meisten Dinge von Arbeitern hergestellt werden, so folgt daraus, dass sie von Rechts wegen denen gehören, die sie gemacht haben. Aber es ist zu allen Zeiten so gewesen auf der Welt, dass etwelche gearbeitet haben, während andere, ohne Arbeit, einen grossen Teil der Früchte der Arbeit (der Fleissigen) genossen. Das ist unrecht und sollte nicht so weiter gehen. Jedem Arbeiter den vollen oder nahezu vollen Ertrag seiner Arbeit zu sichern, ist ein würdiges Bemühen jeder guten Regierung.»

Solche Aeußerungen lassen darauf schließen, daß Lincoln auch als Regierungsmann den Konflikten mit asozialen Zeitgenossen nicht aus dem Weg ging, obwohl er, wenn immer möglich, Gegensätze überbrückte und in strittigen Sachfragen zu vermitteln suchte.

In einer Frage allerdings, die die ganze Nation in zwei Lager zerriß, in der Frage der Neger-Sklaverei gab es für Lincoln keinen Kompromiss. Es sah klar, dass eine Nation, die in einer solchen Grundfrage der Ethik entzweit war, keinen Bestand haben konnte. Doch diese Ueberzeugung predigte er tauben Ohren, zu einer Zeit, da Sklaverei, als von Gott verordnete Einrichtung, von unzähligen Kanzeln gerechtfertigt wurde. Ihre Legalität anzufechten, galt für viele einflussreiche Mitbürger Lincolns beinahe als Sakrileg. Der Bürgerkrieg war denn auch die schwerste Zerreißprobe für die amerikanische Union und die größte seelische Belastung für den Präsidenten, konnte er doch nicht einmal auf seine Regierungskollegen zählen, die zum Teil heftig gegen ihn intrigierten. Die anfänglichen Niederlagen des Heeres der Nordstaate, die Korruption der Heereslieferanten und sonstige Schwierigkeiten wurden Lincoln angelastet. Dass er unter dieser Bürde nicht zusammenbrach, sondern, selbst in Zeiten grösster Anfechtung, unzählige Beweise tiefer Menschlichkeit und Mitleid gab, selbst gegenüber Mitbürgern, die sich verfehlt hatten, rundet das Bild dieses wahrhaft grossherzigen Staatsmannes.

Der Bürgerkrieg, der vier Jahre dauerte, schlug Amerika furchtbare Wunden. Wie sehr dies Lincoln bewusst war, zeigt sein Gelöbnis auf dem Schlachtfelde von Gettysburg, als der Sieg der Nordstaaten-Armee feststand und damit auch der Bestand der Union gesichert war.

«Mit bösem Willen gegen niemand, doch voll Mitgefühl für Alle, und Festigkeit im Recht, so wie Gott uns das Recht sehen lässt, wollen wir das Werk vollenden, das wir begonnen, um dann die Wunden der Nation zu verbinden und uns um ihn zu kümmern,

der in der Schlacht gefallen ist, um seine Witwe und seine Waisen — und alles zu tun, was einen gerechten und dauernden Frieden sichern wird, unter uns und mit allen Nationen.»

Dass dies nicht leere Worte waren, haben Forschungen seither ergeben. Lincoln wollte seinen Sieg über die Südstaaten keineswegs auskosten, sondern, gegen den Willen des Kongresses, die ehemaligen Gegner durch grosszügige Wirtschaftshilfe wieder zurechtkommen lassen, um eine echte Versöhnung zu ermöglichen. Er hätte dieses Ziel wohl auch erreicht, doch die Kugel eines Mörders setzte nicht nur seinem Leben, sondern den Plänen Lincolns für die Sicherung eines echten Friedens ein Ende. Dennoch, welche menschliche Grösse, die einem so recht bewusst wird, wenn man Lincoln mit den Politikern, seinen vielen Gegnern vergleicht. Während sie ihren Interessen dienende Gemeinplätze im Brustton der Überzeugung vertraten, versuchte er vergeblich, ihnen seine staatsmännische Ueberzeugung beizubringen, dass was ethisch anfechtbar ist, auch politisch falsch ein muss.

Seit der hochragenden Gestalt Lincolns, welch ein Abstieg! Wir müssen es unsern Lesern überlassen, sich das klägliche Schauspiel, das einige der Präsidenten der jüngsten Vergangenheit geboten haben, in Erinnerung zu rufen. Wie einst Lincoln, behaupteten sie, die Unversehrtheit ihres Landes als höchstes Ziel vor Augen zu haben. In Wirklichkeit erstrebten sie nicht so sehr die Unversehrtheit, als die Weltherrschaft Amerikas, auf Grund der militärischen und wirtschaftlichen Macht ihres Landes. Es war Franklin Delano Roosevelt, der Amerika 1933 aus einer schweren Krise retten, und den politischen Managern zum Bewusstsein bringen mußte, dass Unversehrtheit und Grösse eines Landes nicht mit dessen Brutto-Nationalprodukt und einer militärischen Rüstung identisch sind. Ausser Roosevelt dürfte keiner der amerikanischen Präsidenten der letzten hundert Jahre, ob demokratischer oder republikanischer Observanz, Abraham Lincoln an staatsmännischer Bedeutung gleichgekommen sein.

Atom-Ingenieure geben den Rücktritt

Die seit sechzehn und dreiundzwanzig Jahren in der Nuklearabteilung des amerikanischen Elektrokonzerns General Electric arbeitenden Ingenieure Gregory C. Minor, Dale G. Bridenbaugh und Richard B. Hubbard sind von ihren Posten zurückgetreten mit der Begründung: «Ein Atomunfall ist unvermeidlich . . . Es ist für uns unerträglich geworden, einer Industrie zu dienen, die eine technologische Monstruosität ist und alle kommenden Generationen bedroht.»